

btb

Buch

Lena ist Schauspielerin gewesen, bis sie nach dem Tod ihrer Mutter zurück in die Kleinstadt geht, als sei sie in der Hälfte des Lebens schon am Ende. Sie trifft ihren früheren Geliebten Ludwig wieder, der Priester war, bis er »die Wirklichkeit der Wahrheit vorzog«. Lena weiß: »Das von früher, das geht nicht mehr.« Sie sucht nach einer Ordnung in ihrem Leben und in ihren Gefühlen zu Ludwig.

Lena mietet sich bei Dahlmann ein, der die große Liebe ihrer Mutter war, aber nur deren Trauzeuge wurde. Dahlmann hat ein Geheimnis. Auf der Spur seiner Vergangenheit fährt Lena nach Auschwitz und entdeckt eine Kleinstadt in der Provinz. »Wer erzählt, hat eine Frage.« Judith Kuckart erzählt die anrührende Geschichte einer eigenwilligen Frau. Je tiefer man eindringt in die Verstrickungen ihres Lebens, desto mehr Fragen tun sich auf, und auch die Antworten geraten in die Schwebel zwischen Wirklichkeit und Wunsch: Warum ist jedes Erkennen ein Wiedererkennen? Warum ist die Erinnerung an die Liebe stärker als die Liebe selbst? Warum passt das Leben manchmal so schlecht wie ein falsches Kleidungsstück?

»Eine elegant verstreute Literatur, die locker wirkt, wie von Luft durchweht, und Raum für Gedanken lässt. Es sind der analytische Ernst, die erstaunliche Erfindungskraft und der Sinn für scharfe Kontraste, die für diesen ungewöhnlichen Roman einnehmen.«

Beatrice von Matt, Neue Zürcher Zeitung

Autorin

Judith Kuckart, geboren in Schwelm (Westfalen), lebt nach dem Studium der Literatur- und Theaterwissenschaften und einer Tanzausbildung als Autorin und Regisseurin in Zürich und Berlin. Neben Theaterstücken erschienen von ihr u. a. die Romane »Wahl der Waffen«, »Der Bibliothekar« und »Kaiserstraße«.

Judith Kuckart bei btb

Die Autorenwitwe (73567)

Kaiserstraße. Roman (73621)

Judith Kuckart

Lenas Liebe

Roman

btb



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-1223
www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2008

Copyright © 2002 by DuMont Literatur und Kunst Verlag, Köln

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagphoto: Plainpicture/Agripicture

Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck:

MM · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73690-4

www.btb-verlag.de

Für M. C.

Lena fährt

»Lena fährt«, sagt Dahlmann. »Es ist ihr Auto.«

Zwei Männer stehen mit ihrem Gepäck in einer Reihe. Ein Koffer, ein Mann, ein Koffer, ein Mann, ein Koffer. Lena schaut Richtung Bahnhof. Hoch über den Gleisen drücken sich Kinder gegen das Brückengeländer und sehen am Sonntag den Zügen nach. Auf der anderen Seite der Brücke liegt das Dorf Brzezinka.

»Aber ich fahre über Berlin«, sagt sie.

»Macht nichts. Wir haben Zeit«, sagt der Priester. »Wir haben Zeit und in Berlin eine Übernachtungsmöglichkeit.«

Dahlmann nimmt ein Birkenblatt von der Kühlerhaube, schaut ernst und sagt nichts. Zwei Kinder auf Dreirädern und in alten Strumpfhosen stehen neben dem Auto. Auch sie schauen ernst. Die Brille des Mädchens ist beschlagen. Lena hält die Beifahrertür für Dahlmann offen. Er setzt sich, die Beine zieht er nach. Seine glänzenden schwarzen Slipper mit den Goldschnallen passen nicht auf den Asphalt von O. Der Priester zeigt mit ausgestrecktem Arm nach Osten.

»Die Pforte nach Galizien«, sagt er.

»Jaja«, sagt sie, »aber wir fahren in die andere Richtung.«

Sie schaut auf die gegenüberliegende Straßenseite, wo die Tür zum Flur noch immer offen steht. Einen Moment lang scheint das Haus sich zu bewegen.

Dahlmann auf dem Beifahrersitz reibt mit beiden Händen seine Oberschenkel.

»Wieso fahren wir eigentlich über Berlin?« fragt der Priester.

»Herzengründe«, sagt Dahlmann, und Lena sieht nach dem

Himmel. Es ist später Nachmittag. Sobald es dunkel wird, fangen die Hunde an zu bellen. Sie haben Angst vor der Dämmerung, wie manche Menschen auch. Mit dem Bellen trösten sie sich von Hund zu Hund. Denn nachts ist es auf den polnischen Landstraßen so dunkel wie unter der Erde. Der Priester nimmt sein Gepäck, sie zeigt auf den Kofferraum.

»Offen!« sagt sie. Etwas an ihm rührt sie. Etwas nicht.

Der Priester geht um das Auto herum. Als er denkt, daß keiner ihn sieht, segnet er hastig den Kofferraum, während er seine braunen Kunstlederkoffer hineinhebt.

»Es ist Ihnen doch recht?« fragt er und blickt sie über das Auto hinweg an. Die Sonne steht im Westen und direkt hinter seinem Kopf. Sie blendet. So kann Lena sein Gesicht nicht sehen ...

»Dann los«, sagt sie und schlägt seitlich auf ihr Bein. Die Geste erinnert sie an den Hund, den sie schon lange nicht mehr hat. Der Priester rafft seinen schwarzen Rock. Seine geistliche Kleidung wird auf der Rückfahrt eine Hilfe sein, wenigstens bis zur Grenze. Er setzt sich hinter Dahlmann. Sie wird sein Gesicht im Rückspiegel sehen müssen.

Auch sie geht noch einmal um das Auto, freut sich, daß es noch da ist, schlägt den Kofferraum zu und stützt sich einen Gedanken lang mit beiden Händen auf. Das Haus auf der anderen Seite der Straße bewegt sich noch immer. Immer, wenn sie hinschaut.

»Was ist, was ist? Es ist schon spät. Wir wollen los«, ruft Dahlmann. Sie steigt ein. Dahlmann, nach Duschgel duftend, sitzt neben ihr. Sogar wenn er nichts zu tun hat, sieht er eifrig aus. Die Polen-Karte auf dem Schoß, behauptet er wieder einmal: »Alte Heimat«, und versichert, er kenne sich hier aus. Er nickt, sie fährt los, Richtung Abend. Sie hat das Schiebedach geöffnet,

und der Wald riecht nach Wald bis in den Wagen hinein. Kraków, Katowice, Landstraßen, Czestochowa. Bis sie dort sind, wird es Nacht sein. Es ist kurz nach vier. Das Ortsausgangsschild von O. ist durchgestrichen, und gleich dahinter, an einem roten Zaun vor einem roten Haus, steht eine Frau mit roten Haaren. Nur das Madonnenbild am Treppenaufgang zur Terrasse ist strahlend blau. Lena setzt ihre Kapuze auf.

Eigentlich ist sie gar nicht weit weg gewesen.

»Alles in Ordnung?« fragt Dahlmann mit Blick auf sie, dann auf das offene Wagendach.

»Ja«, sagt sie.

Der Priester

Wind fegte seit dem Morgen die Straßen und riß vereinzelte Wolken vor die Sonne. Freitag. Ein dunkelblaues Auto von der Policja bog von der Straße ab, fuhr an der Mannschaftsbaracke vorbei und rollte langsam auf das Fußballfeld. Das wunderte den Priester. Es hielt knapp einen Meter neben dem deutschen Tor. Die Fahrertür schwang auf. Die Schrift teilte sich in *Pol* und *icja*, und einer in Uniform, die blau war wie das Blau seines Wagens, trat auf das Tor zu, an dessen Pfosten ein junger Mann lehnte. Der verwöhnte junge Mann, wie der Priester ihn seit gestern nannte. Der junge Mann trug einen Kapuzensweater um die Hüften geknotet. Ihn sprach der Polizist an und sah dabei herüber zu den Zuschauerrängen. Auf den bröckelnden Steinstufen sammelten sich die Neugierigen, hauptsächlich Kinder, kleine Fans mit Fahnen. Dahinter standen wenige Erwachsene, Männer und Frauen in Lederjacken oder Plastikblousons und fast immer mit brennender Zigarette gegen die Müdigkeit am Freitag. Der verwöhnte junge Mann griff in die Brusttasche seines Hemdes, zog eine Packung hervor und hielt sie dem Polizisten unter die Nase. Der Polizist korrigierte seine Schirmmütze, eine Bewegung, die wie ein Räuspern aussah. Eine polnische und eine deutsche Nase trafen sich über einer amerikanischen Zigarettenpackung. *Test the West*, dachte der Priester. Wieder zog eine Wolke vor die Sonne und überraschte das Spielfeld mit plötzlichem Schatten.

Der Polizist ging rauchend und mit federnden Knien über den Rasen. Der junge Mann blieb beim Tor stehen. Die kleinen deutschen Fußballer verteilten Autogramme über eine blaue

Wäscheleine hinweg, die das Spielfeld an seiner Längsseite begrenzte, und über den Platz lief ein Kind in grünem Anorak, in beiden Armen den Ball.

»Hoffentlich fängt es nicht an zu regnen«, sagte Lena von hinten.

»Was machen Sie denn hier?« Der Priester drehte sich um.

»Interessieren Sie sich für Fußball?«

»Und Sie, was machen Sie hier, als Priester?«

»Ich interessiere mich speziell für Torhüter.«

»Torhüter? Wieso? Kannten Sie mal einen?«

»Das sind prinzipiell die Verrückten in der Mannschaft.«

»Was wollen Sie denn mit Verrückten?«

»Meines Vaters Haus hat viele Wohnungen«, sagte er.

»Gut zu wissen«, sagte sie. »Aber ich habe schon ein Zimmer und fahre am Sonntag wieder.«

Sein Blick fiel auf die bröckelnden Steinstufen der Tribüne, dorthin, wo sie nicht überdacht war. Gras wuchs in den Ritzen. Jungen mit den Gesichtern von hier, Gesichter, die bei Vierzehnjährigen schon vierzig waren, hockten Knie an Knie, alle Haare vom Wirbel aus gleich geschnitten, die Hände zwischen den Beinen. Weiter hinten, in der Nähe des deutschen Tors, saßen die Mädchen in den überdachten Reihen auf Holzbänken. Sie waren hübscher und größer als die Jungen und ihre Hinterköpfe weniger flach.

»Sie sagen mir also nicht, warum Sie hier sind?«

»Ich habe so eine Idee«, sagte sie, lächelte und drehte das Gesicht über die linke Schulter dabei. Sie lächelte in das deutsche Tor hinein. Nur um sich zu zeigen, lächelte sie? Am Pfosten lehnte noch immer der junge Mann. Der verwöhnte junge Mann. Lenas Profil war ein wenig hart, die Haut an den Kinnladen ein wenig schlaff, wenn sie den Kopf senkte. Dann sah sie

verärgert aus. Aber wenn sie lächelte, gab es um die Augen eine flüchtige Wärme. Doch die blieb bei ihr.

»Eine Idee?« sagte er mit Nachdruck, um ihr Gesicht aus dem Profil zu sich zurückzuholen, »eine Idee braucht man an diesem Ort nicht. Was hier wirklich geschehen ist, ist genug.«

»Wirklich?« fragte sie. »Was ist denn das?«

»So etwas wie Sie hat uns hier gerade noch gefehlt«, sagte er. »Bestimmt wollen Sie auch noch darüber schreiben.« Seine plötzliche Gereiztheit hatte nichts zu tun mit dem, was er sagte, sondern mit dem, was er dabei dachte. Der Wind blies ihm ins Gesicht und ihr die Kapuze vom Kopf. Er sah ihr in die Augen. Er war laut geworden.

»Wirklich?« Sie schaute ihn an und setzte die Kapuze wieder auf. Die Geste war weich und ruhig und gelungen, und wegen dieser einen Bewegung war sie in dem Moment stärker als er.

»Sie dürfen mich nicht so anschreien«, sagte sie, »ich bin nämlich ein verlorenes Schaf. Wenn Sie so schreien, gehe ich Ihnen ganz verloren. Wie wollen Sie das Ihrem Gott erklären?«

Da pfiff ein Mann in schwarzer Lederjacke das Spiel an. Das Kind in Grün warf den Ball ins Feld.

»Wirklich ist hier«, sagte Lena, »daß die Stadt 55000 Einwohner, eine berühmte Eishockeymannschaft und die besten Schwimmer von Polen hat. Das talentierteste Eiskunstlaufpaar der Nation trainiert hier.«

»Sind Sie Sportreporterin?«

»Nein, Schauspielerin, und ich hatte tatsächlich so eine Idee, die war noch nicht ganz fertig, als Sie mich unterbrachen.«

Sie stach mit dem Daumen in die Luft. Er schaute auf den Platz.

»Das soll hier ein gemeinsames Trainieren und Spielen gegen

das Vergessen sein, oder? Ich dachte immer, gegen Vergessen hilft Erinnern, nicht Fußball.«

Als sie ging, fiel das erste Tor.

»Oświęcim, zwycięstwo, zwycięstwo«, riefen die Mädchen, und die Jungen rückten beglückt den Schirm ihrer Baseballmützen zurecht. Lena drehte sich noch einmal um.

»Oświęcim, zwycięstwo, zwycięstwo? Was heißt das?«

»Auschwitz, Sieg, Sieg«, sagte er.

Sie hatte am Tag zuvor, Donnerstag, ihren Volvo knapp vor ihm abgebremst. Er hatte am Autokennzeichen gesehen, sie kam aus seiner Heimat, aus dieser verregneten grünen Gegend am Rand des Ruhrgebiets. Schwarze Dächer, Schieferhäuser, straffe Gardinen, traurige Sonntage. Die Menschen von dort waren meistens häßlich. Sie nicht. Ihr Lächeln sagte: Ich weiß nicht, wohin das führt, aber es wird schon klappen. Sie sah müde aus, als sie an die Wagentür gelehnt ihren Rock glattstrich. Sie mochte vielleicht vierzehn oder fünfzehn Jahre jünger sein als er, also auch nicht mehr jung. Sie sprach ihn auf der Treppe des Gästehauses an. Er verabschiedete gerade eine Gruppe aus Viersen. Sie störte ihn beim Winken. Wenn die Gruppen abfuhr, mochte er sie am liebsten. Während sie sich entfernten, wurden einzelne von ihnen, meistens die Mädchen, ihm plötzlich lebendiger. Das lag am Abschied. Er mochte Abschiede, schon immer. Sie gaben dem Leben ein Ziel.

»Gibt es hier ein Zimmer?« Sie wies mit dem Kopf auf den Plattenbau in seinem Rücken.

Er richtete ein kurzes exaktes Lächeln an sie und sagte, seines Wissens sei das Haus nur für Jugendliche. Er zeigte mit dem Finger Richtung Bahnhof und sagte Globe, im Hotel Globe solle

sie es versuchen. Sie schaute auf seinen Hals. Der stand dünn aus dem weißen Kragen, wurde rasch rot, nicht nur nach dem Rasieren. Über ihnen ging der Wind durch einen großen alten Baum. Er war eine große schwarze Vogelscheuche, das wußte er, aber es erleichterte ihm die Aufgaben eines Priesters. Er hielt ihrem Blick stand. Da ging die Hupe vom Bus. Sie blinzelte und bog den Oberkörper ein wenig zurück, heraus aus der Sonne. So lagen ihre Augen im Schatten, ihr Mund an dessen Saum.

»Sagen Sie mir Ihren Namen, Herr Pastor, dann sage ich Ihnen meinen.«

Wieder hupte der Viersener Bus vorwurfsvoll. Er hob die Hand. Sie zuckte zurück. Dann verlängerte sie die Bewegung, vielleicht um einen furchtsamen Reflex zu vertuschen, und zog mit einem Ruck den Pullover über den Kopf. Sie stand im Hemd da. Zwei dünne Träger auf jeder Schulter. Es war ihm unangenehm.

Seine Gewohnheiten wurden von der Einsamkeit bestimmt, nicht von den Menschen. Nur einmal war ihm etwas mit Menschen passiert. Während er seine Doktorarbeit geschrieben hatte, war er bei Einbruch der Dunkelheit regelmäßig im Park hinter der Bibliothek spazierengegangen. Das war die kritische Tageszeit für sein Gemüt gewesen. Eines Abends war er von zwei Polizisten als Taschendieb verhaftet worden. Sie hatten ihm sogar den Arm umgedreht, als er überrascht eine Frage gestellt hatte. Eine halbe Stunde später hatte auf dem Revier eine alte Dame den Kopf geschüttelt. Nein, der ist es nicht. Nein, trotz Lederjacke und Bart nicht. Das war 1972 gewesen, und die alte Dame hatte lila Locken gehabt. Danach hatte es in seinem Leben keine größeren Zwischenfälle mehr gegeben. Auch hier in O. nicht, wo er seit fünf Jahren war.

Der Bus aus Viersen fuhr um die Ecke, aber die Frau stand noch immer da. Sie schob die Träger auf der rechten Schulter näher zueinander, als wolle sie das Stück Haut dazwischen verdecken. Auf die Schulter schien eine bleiche Mittagssonne. Eine Sonne, bei der er an Schnee dachte. Das war ihm noch nie passiert. Wenn er tat, was er tat, dachte er, was er tat, und sah er eine Frau, dachte er »Frau«, ohne an etwas anderes oder an eine andere Frau zu denken.

»Lena«, sagte Lena.

»Franzen«, sagte er, »Richard Franzen, ich bin hier der katholische Seelsorger.«

»Seelsorger«, wiederholte sie. Er starrte auf sie hinunter. Sie war ziemlich klein. Sie unterlief seinen langen Blick nicht, mit keinem unverbindlichen Lächeln.

Er war ihrem Volvo mit seinem polnischen Fiat vorausgefahren, um ihr den Weg zum Hotel zu zeigen. Er war unruhig gewesen und hatte sich wohl und unwohl zugleich gefühlt. Auch sein Fiat hatte aufgeregt geklungen, aus Altersschwäche. An der nächsten Ampel hatte er scharf gebremst, und sie war dicht hinter ihm zum Stehen gekommen. Eine junge Mutter in hohen roten Sandaletten schob ihren roten Kinderwagen an seinem Kühler vorbei. Der nackte Bauch, den ein kurzes Hemdchen frei ließ, war flach und ihr Blick finster. Auf dem Kopf trug sie eine gelbe Frisur, und in dem aufgetürmten Haar saßen fünfzehn oder zwanzig bunte Spangen wie Schmetterlinge. Neben ihr ging ein Mann in Trainingshose. Die war bierflaschenbraun. Die Polinnen haben wenig Glück mit ihren Männern, Herr Pastor, hatte seine polnische Putzfrau einmal gesagt, ja, Herr Pastor, die polnischen Frauen schmachten, und ihre Männer schlafen vor dem Fernseher ein.

Er sah in den Rückspiegel. Lena sah ebenfalls dem Paar nach. Die Ampel sprang auf Grün. Scharf fuhr sie hinter ihm an, um sofort von der Straße abzubiegen und in der nächsten Einfahrt zu verschwinden. Als hätte sie ihn als Lotsen nicht mehr nötig. Verdutzt fuhr er ein Stück weiter, dann wendete er und fuhr in die gleiche Einfahrt. »Jugendbegegnungsstätte« stand auf dem Pfeil, der nach unten zeigte. Sie hatte ihren Volvo abgestellt und ging nun, ohne die Fahrertür abzuschließen und ohne sich nach seinem aufgeregten Fiat umzusehen, auf den Eingang unter Rotbuchen zu. Er blieb wenige Schritte entfernt im Leerlauf stehen, drehte die Scheibe herunter und rief gegen den Lärm seines Wagens an:

»Aber das Hotel Globe! ... Junge Frau! Junge Frau!«

Da trat sie schon durch die Glastür der Jugendbegegnungsstätte. Er folgte ihr ins Foyer, über einen Kiesparkplatz, auf dem die Schatten der Bäume bereits nachmittäglich lang geworden waren.

Spät erst schien sie den jungen Mann zu sehen, der ihr entgegenkam, und sie blieb mit einer komischen Drehung im Körper stehen. Der junge Mann war zu jung für sie. Was für ein verwöhntes Gesicht, dachte der Priester, aber er schaut sie an, als habe er auf sie gewartet. Ausgerechnet hier. Kurz nach der Schulentlassung und kurz vor der Ukraine. Sie schaute zurück. Ratlos? Verlegen? Selbstvergessen? Erwartungsvoll. Die Drehung im Körper behielt sie bei. Der Priester sah den jungen Mann auf sie zugehen, sah, wie sie auswich und zugleich die Führung übernahm. Wie sie dann schließlich mit dem Rücken an der Wand stand, und er dann so dicht vor ihr, als sei er schon in ihr. Er sah das verwöhnte und doch männliche Gesicht. Ein Gesicht, das ihm für einen Moment bekannt vorkam. Aus der

Werbung? Alle jungen Männer sahen jetzt so aus, wenn sie gut aussahen. Er sah, wie das Weiße in den Augen des jungen Mannes überlief und dann rot wurde. Hätte die Frau ein Kind an der Hand gehabt, ein Mädchen in einem schiefen, altmodischen Kleid und mit Brille vielleicht, es wäre zwei Schritte zurückgegangen, um dann laut zu sagen: Mama, warum schaut dieser Mann dich so an?

Der Priester ging. Etwas an der Sache war ihm unangenehm. Draußen vor der Jugendbegegnungsstätte spielten polnische und deutsche Jungen auf dem Kiesparkplatz Fußball. Steinchen flogen gegen den Volvo und gegen die Glasscheiben des Eingangs. Der Priester ging an den Jungen vorbei, stieg in seinen Fiat, blieb kurz sitzen, den Zeigefinger am Mund. In seinem Kopf war ein komisches Geräusch. Dann fuhr er los.

Erst am folgenden Tag sah er sie wieder.

Freitag. Aus den Gärten beim Fußballplatz roch es nach Holz, das brennt, obwohl es feucht ist, und zufällig läuteten die Glocken von drei Kirchen, als die polnische und die deutsche Jugendmannschaft aufs Feld liefen. Die polnischen Jungen hatten Pickel, die deutschen Pickel und Ohrringe. Lena mußte sich die Haare gewaschen haben, sie waren noch feucht, und ihre Locken hatten sich zu dicken gedrehten Fäden ausgehangen. Die Pulloverärmel hatte sie über die Hände gezogen und fragte, wo sie einen Kaffee bekommen könne. Er roch ihr Shampoo.

»Wo sind Sie untergekommen?«

»Im Hotel Globe«, sagte sie, »es gefällt mir da. Überhaupt gefällt es mir hier, es riecht so gut.«

»Nicht wahr«, sagte er und zeigte auf den Flieder bei den Zuschauertribünen.

»Ach ja«, sagte sie, den Kopf im Nacken. »Ich bin übrigens im Schlepptau der deutschen Mannschaft gekommen.«

Es war ein warmer Morgen, der Himmel war unverschämt blau und lud zum Hineinspringen ein. Unia Oświęcim – Jugendclub Rot-Weiß Oehde zeigte die Anzeigetafel an. Zwei Kleinstädte, eine deutsche, eine polnische. Die polnische war einmal deutsch gewesen.

»Für unsere Jugendmannschaft ist Netzer der Schirmherr, Günter Netzer«, sagte Lena, »aber der konnte nicht mitkommen, er war zu beschäftigt. Aber er hat ein nachdenkliches Telegramm geschickt. Es hängt unter einer rosa Heftzwecke am Schwarzen Brett, Aufgang II zu den Umkleidekabinen. *Der Fußball an diesem Ort konfrontiert uns alle mit unserer Vergangenheit*, steht da, auf Deutsch und auf Polnisch. Alle Spieler müssen daran vorbei«, sagte sie, »einen Aufgang I gibt es nämlich nicht.«

Sie war blasser als am Tag zuvor, das Gesicht klar, wie durchlässig. Er sah es näher kommen, ohne daß sie sich wirklich bewegt hätte, und er sah darin die Lust auf Liebe. Ausgerechnet hier. Ausgerechnet vor ihm, der keine Ahnung von diesen Dingen haben durfte. Sie hatte etwas Frivoles und Anrührendes zugleich. Er wurde verlegen und dachte lieber an die rosa Heftzwecke. Aber auch das führte zu nichts.

»Sie erinnern sich?« fragte sie noch einmal. Er nickte.

»Natürlich, die Frau mit dem roten Volvo aus meiner alten Heimat.«

»Klar«, sagte sie, »an ihren Autos sollt ihr sie erkennen. Das haben Sie sich also gemerkt?«

»Heimat eben«, sagte er und versuchte, nicht barsch und nicht verbindlich zu sein.

»Was soll denn das sein, Heimat?« fragte sie. »Meinen Sie etwa diesen häßlichen Fleck auf der Fensterscheibe.«

»Welchen Fleck?«

»Haben Sie schon mal am Sonntag aus dem Fenster geschaut? In dem Kaff, aus dem Sie kommen? Da denken Sie doch, das ist Dreck auf der Scheibe, nicht Landschaft oder Aussicht.«

Er sah sie an. Er mußte genau sein. Seine Augen mußten zwei kleine, ein wenig stumpfe Scheiben sein, die alles speicherten. Es war ihm fremd, wie sie sprach, obwohl sie den vertrauten, schleppenden, ein wenig breiten Tonfall seiner Gegend hatte. Aber etwas war anders. Er erwischte sich dabei, daß er das Wort ›poetisch‹ dachte. Also gab es das doch? Also behielt die Wirklichkeit am Ende doch ein Geheimnis für sich, auch wenn sie immer so tat, als sei sie die verfügbare Welt. Sie war es, am Ende, also nicht? Und wollte in Behauptungen erzählt werden? Das nannten manche Menschen poetisch. Er war daran nicht gewöhnt, ans Poetische. Für ihn galt, was galt. Das war, was er sah und wußte. Mit dem, was er vom Sehen wußte, überzog er die Welt, systematisch wie bei einem Kreuzworträtsel. Normalerweise blieben keine Lücken.

Sie ging, als das erste Tor fiel. Er ging drei Tore später, zur Halbzeit. Da stand es vier zu null für die Polen. Als er an der Mannschaftsbaracke vorbeikam, hörte er, wie der polnische Trainer auf seinen Torhüter einredete. Beschwörend. Er solle wenigstens ein Tor der Deutschen reinlassen. Um des lieben Friedens willen, sagte der Trainer. Die Scheiben der Baracke waren schmutzig. Trotzdem sah er, der Torhüter starrte auf den Boden und schlug sich mit der Kaffeetasse rhythmisch auf den Handrücken.

Am Freitag mittag wollte der Priester in der Milchbar Dym Piroggen und Rohkostsalat für drei Zloty essen. Vorher räumte er in seiner Wohnung auf. Das machte er immer vor dem Essen. Er hatte seine Gewohnheiten. Jeden Morgen nach der Frühmesse, die er nüchtern hielt, aß er an der neuen Tankstelle seine zwei Croissants und kaufte die deutschen Zeitungen, die mit ein oder zwei Tagen Verspätung in O. ankamen. Jeden Morgen war die Frau hinter der Tankstellenkasse die erste, mit der er länger sprach. Sie kämmte, wenn keiner schaute, ihr dünnes Haar, bis es noch dünner war. Sonntags machte er Ausflüge, allein mit dem Rad durch die Felder. Er fuhr an Zäunen vorbei, deren Holzstreben ihm zu dünn zu sein schienen für die dicken Satellitenschüsseln daran. Die Wege waren holprig, die Felder steinig, trocken, grau mit struppigen Rändern. Eine dicke Schicht Staub lag bereits auf seinen schwarzen Schuhen, wenn er nach wenigen Minuten zum ersten Mal vom Rad stieg, um die Luft im Hinterreifen zu prüfen. Auch so eine dumme Angewohnheit. Er bückte sich, und manchmal bückte sich auf dem Feld nebenan eine Frau, die Hacke in der Hand, und schlug Steine aus der Erde. Immer war es eine Frau im schwarzen Kleid, also alt, also mit Kopftuch. Wenn sie sich tiefer bückte, konnte er Strickstrümpfe sehen, rote, aber nie ein Gesicht. Mitten in Polen dachte er dann: Das ist ja wie in Polen. Er hatte keine Vorstellung von Polen gehabt oder sich gemacht, bevor er nicht dort gewesen war. So war er. Auch seine Doktorarbeit war so. Den Titel hatte sich ein Freund ausgedacht. »Gott und das Böse« versprach, was dem Verfasser fehlte. Vorstellungskraft, Mut zur Spekulation. Sie sind einer, der lieber Antworten hütet, statt Fragen zu stellen, hatte einer seiner Prüfer im Priesterseminar gesagt.

Bevor er an dem Mittag seine Wohnung im Pfarrhaus verließ, um essen zu gehen, zog er frische Socken an. Auf der Treppe kam ihm seine Putzfrau entgegen, in einer grünen Strickjacke. Sie klimperte am ausgestreckten Arm mit seinem Wohnungsschlüssel und lachte. Er auch, und er ging schneller danach.

Die Dunkelheit in seinem Treppenhaus mündete in die Sonne vor der Tür. Die Papierkörbe leuchteten gelber als sonst. Wirklich, aber wie gemalt. In der Milchbar Dym aß er viel und trank wie immer Kaffee dazu. Bisher war ihm das nie aufgefallen. Aber jetzt. Er war in Hochstimmung. Seit gestern erzählte er sich, was er tat, während er es tat, und während er das benutzte Geschirr zur Küchendurchreiche brachte, fiel ihm auf, er erzählte alles ihr. Er legte die Hände auf den Rücken. Das hatte er noch nie getan, aber die Haltung gefiel ihm.

So ging er nach Hause, quer über den sonnigen Marktplatz mit dem deutschen Betonbunker in der Mitte. Nach dem Krieg hatten die Polen den Bunker nicht sprengen können und aus Not ein Kaufhaus daraus gemacht, den Bunker weiß gestrichen und eine Glasfront für Schaufenster vorgebaut. Tüllgardinen auch hier, wie oft in polnischen Schaufenstern, selbst wenn CDs, T-Shirts, Turnschuhe und Zigaretten auslagen.

Er war tatsächlich in Hochstimmung. Er bog in seine Straße ein, die breit und sehr befahren war um diese Zeit. Ihr roter Volvo stand, die Vorderreifen scharf eingeschlagen, halb auf dem Gehsteig vor seinem Haus.

Sie stand am Zaun des Nachbarhauses, die Kapuze schief auf dem Rücken. Hastig suchte er nach einem Pfefferminzbonbon. Sie hatte die Ellenbogen angewinkelt und machte ein Foto. Als er drei Schritte entfernt von ihr stehenblieb, fuhr ein Laster vorbei. Der verschluckte fast seinen Satz.

»Wissen Sie, was hier früher war?« Er zeigte auf das Haus, das sie fotografierte. Lena fuhr herum, die Kamera noch vor dem Gesicht und drückte ab.

»Peng«, sagte sie. Sie war zu alt für so ein Peng. Er sah ihren dunkel geschminkten Mund. Sie sah älter aus als vorhin auf dem Fußballplatz.

»Seltsame Figur, die da drüben.« Sie zeigte auf die weiße Frau im Garten, eine Madonna mit einem ebenso weißen Kind im Arm.

»Und da wohne ich«, sagte er und zeigte nach nebenan. Sie schaute gar nicht hin.

»Wenn ich sie sehe, habe ich das Gefühl, ihr Weiß wie Waschpulver zwischen meinen Fingern zu spüren«, sagte sie. »Vielleicht, weil der Garten so dunkelgrün ist.«

Sie lehnte sich gegen den Zaun und sah die breite Straße hinter, die zum jüdischen Friedhof, zur Neustadt, zum Russenmarkt, dann stadtauswärts nach Monowitz zum ehemaligen Buna-Werk IG Farben führte. An manchen Tagen machte er lange Spaziergänge allein bis weit über die Stadtgrenze hinaus. Kontrollgänge nannte er das.

»Das ist eine Madonna«, sagte er, und sie schob die kleine silberne Kamera mit Bündel über ihr Handgelenk.

»Pani Madonna«, sagte sie in albernem Polnisch. Er sah, ihre Augen waren in dem hellen Licht nicht mehr blau, sondern fast grün, schwimmbadgrün. Sie hatte eine Sommersprosse unter dem linken Auge.

»Warum sind Sie eigentlich Priester geworden?«

Er gab keine Antwort.

»War es wegen einer Frau?«

»Im Normalfall wird man Priester wegen Gott«, sagte er.